Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 210

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHAFFHAUSEN

Aufbruchstimmung in Schaffhausen

Florian Keller titelte in seiner Abschiedskolumne im Januarheft «Erne übernimmt», was so nicht stimmt - künftig werden sich hier zwei Schaffhauserinnen und zwei Schaffhauser gemäss dem Rotationsprinzip eine Kolumne teilen: Susi Stühlinger (Woz), Anna Rosenwasser («Schaffhauser Nachrichten»), Jürg Odermatt (verfaultegeschichten.ch) und ich (verfaultegeschichten.ch). Das kommt so, weil es chez nous zwar Menschen gibt, die sich über das blosse Beherrschen der Schreibtechnik hinaus kritisch mit den hiesigen Verhältnissen auseinandersetzen, aber kein Print existiert, der nur annäherungsweise mit «Saiten» vergleichbar wäre. Es gibt in Schaffhausen kein Kulturmagazin, in dem kritische Recherchen und Gespräche mit Menschen, die Musik, Theater et cetera produzieren, Platz haben und das die Schreibarbeit entlöhnen würde.

Der Verlag Meier & Cie. feat. «Schaffhauser Nachrichten», «Radio Munot», «Schaffhauser Fernsehen», in persona Norbert Neininger, leistet sich zwar den «Express», glaubt aber selber nicht recht an die Zukunft des selbsterklärten «Ausgeh- und Freizeitmagazins», diesem alldonnerstäglichen Beifall für allerlei Events. Unser Chefmeinungsmacher und Medienmogul im Dorfe hält das Blättchen wohl vor allem deshalb knapp am Leben, um das Feld niemand anderem zu überlassen. Dieser Mann ist massig genug, problemlos jede Schaffhauser Medienmarktlücke zu verstopfen.

Die andere Schaffhauser Zeitung hat kein Geld, ihre Beilage «Ausgang.sh» auszubauen – was noch ihre kleinste Sorge ist: Weil der Kollegenklüngel, der die Redaktion der «Schaffhauser AZ» noch bis vor kurzem ausmachte, es nicht geschafft hat, aus der ehemaligen linken Tageszeitung eine in allen Belangen gegenwärtige, linke Wochenzeitung herauszugeben, ist der AZ-Nachwuchs aktuell gezwungen, das alles nachzuholen. Der Berg Arbeit ruft und lässt sich eventuell nicht mehr abtragen.

Vom Schaffhauser Bock müssen wir gar nicht erst reden, dort geht es zuallererst um Giorgio Behrs Handballclub.

Der subkulturelle Aufbruch der achtziger Jahre hat auch in Schaffhausen Fanzines hervorgebracht. Eines davon, das «Tap-Blatt», hätte zu einem Kulturmagazin anwachsen können, wurde aber 1997 eingestampft. Einerseits galt es den TapTab-Musikraum im einstmaligen Abfallkeller der Kammgarnspinnerei in Betrieb zu nehmen; andererseits war mit Artikeln über Ufos (Big Olifr M. Guz), Comics von Remo Keller (Milk&Vodka) und kolossalem Tratsch über die Schaffhauser Musikszene («Das Rezept für ein halbes Pfund Himbeergonfi, heute von Tumber-Thor-Vokalist Härdi: Man nehme circa zehn bis zwölf gut abgehangene Berliner und drücke sie kräftig aus. Fertig!») über die Jahre keine bezahlte Arbeit zu schaffen.

Das ist heute mit dem «Magazin für alternative Politik» nicht anders. Die jungen AZ-Männer um Neo-Kleinreport.ch-Redaktor Thomas Leuzinger, die den «Lappi - tue Augen uf» herausgeben, investieren viel in den Print, sind aber noch weit davon entfernt, daraus mehr als ein leidenschaftliches Freizeitprojekt machen zu können.

Da bleibt vorerst nur das Internet. Oder eben diese Gastkolumne im «Saiten». Das Honorar wird das andere Schaffhauser Feuilleton querfinanzieren und deckt schon mal einen Teil der Spesen (Servergebühren, Zigaretten). Und das verbreitet, zusammen mit dem «Lappi», endlich mal wieder Aufbruchstimmung.

Christian Erne, 1980, ist Lehrer, Kulturschaffender und Blogger.
Der Schaffhauser Rundflug erscheint das nächste Mal im Mai und ab dann Monat für Monat.

Tagestouristen ziehen das Staustehen mit Sack und Pack einer Hotelübernachtung vor. Das soll sich nun im Toggenburg ändern. Bild: pd

TOGGENBURG

Das Winter Wonderland

Der Verkehrsknotenpunkt Wattwil ist etwas geschwächt, die Bahnhofstrasse gesperrt, da ein grosses Bauvorhaben realisiert wird. Parkhaus! Es wird abgebrochen und seit Anfang Jahr gegraben. Ein neues Ortsbild vis-à-vis des Bahnhofes wird entstehen. Die Verkehrsführung über die Hauptverkehrsachse Ebnaterstrasse ist momentan überbeansprucht, weil sich der Wintersportverkehr, LKW-Transporte und die Pendler durch die engen Passagen drängen. An einigen Strassenüberquerungen ist es durch die Unübersichtlichkeit gefährlich geworden. Wie wird sich das noch entwickeln? Einen Tag im Schnee zu geniessen ohne stundenlanges Warten an den Liften, dafür nimmt man auch einen Winterstau in Kauf, wie es scheint. Die, die da wohnen, rümpfen darüber schon lange die Nase. Also habe ich Christine Bolt, Direktorin von Toggenburg Tourismus, gefragt. Was zeichnet sich im Toggenburg ab? Tagestourismus oder längere Aufenthalte?

Christine Bolt: *Das Ferienverhalten der Gesellschaft hat sich verändert – man reist heute viel häufiger, dafür kürzer. Grundsätzlich ist ein Trend zum Tagestourismus und zum Kurzaufenthalt zu beobachten. Gründe sind die gestiegene Mobilität, die gute Erreichbarkeit des Toggenburgs sowie fehlende marktfä-*

hige Beherbergungsmöglichkeiten. Betten wären genug vorhanden. Damit ein Gast mit einer kurzen Anreise aber hier übernachtet, muss das Übernachtungsangebot ein Erlebnis sein.

Auf die Frage nach den wichtigsten Faktoren im Wintersport und ob sich das Toggenburg gar zu einer Erholungsinsel, «back to nature», entwickeln könnte, meint Christine Bolt: *Für den Wintersport ist wichtig, dass die Schneesicherheit gewährleistet ist – es braucht Beschneiungsanlagen. Für das Toggenburg ist es wichtig, das Sommerangebot zu entwickeln, um eine Ganzjahresdestination zu werden. Dazu braucht es aus meiner Sicht spannende, gut positionierte Beherbergungsbetriebe, ein entsprechendes witterungsunabhängiges Angebot über das ganze Jahr sowie eine starke Markenstrategie. «Back to nature» ist sicher ein Trend und eine Chance für uns. Das Toggenburg positioniert sich als natürlich, echt und ein Stück heile Welt – wir können einen Gegenalltag bieten.*

Auf die abschliessende Frage, was ihr persönlich am Toggenburg am Herzen liegt, antwortet Christine Bolt: *Mir liegt die Strategie am Berg am Herzen. Meiner Ansicht nach ist es entscheidend, dass die Bergbahnbetriebe eine gemeinsame Strategie entwickeln und dies in Absprache mit uns und der Gemeinde tun.*

Was mir Sorgen bereitet, ist die Sache mit den Beschneiungsanlagen. Kurze Pistenübergänge in Waldtraversen zu beschneien – dafür habe ich in dieser schnelllebigen Zeit ja noch etwas Verständnis. Mühe macht mir aber der Gedanke, dass ganze Hanglagen beschneit werden. Die Kleinststauseen, die dafür gebaut werden müssen, verschandeln nicht nur die Alpen, auch der Energieverbrauch ist unverantwortlich. Nicht moralisieren jetzt! Ich freue mich auf mein neues Projekt: eine Vernetzung zwischen Wirtschaft und Landwirtschaft, Chemie und Natur, internationaler Entwicklung und nationalem Brauchtum, Hightech und Traditionellem. Zurück zur Natur! Mehr dazu im Sommer …

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

VORARLBERG

Wohin mit den Eisenmännern?

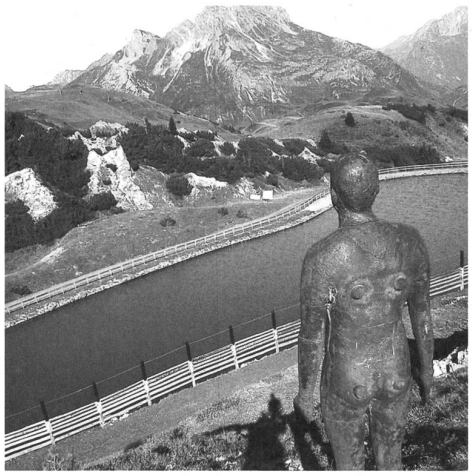
Bei den meisten regionalen kulturellen Kontroversen tue ich mich nicht schwer, mich für Pro oder Contra zu entscheiden. Bei Antony Gormleys «Eisenmännern» (wie seine Land Art-Installation neuerdings ständig genannt wird, weil offenbar die meisten Diskutanten nicht wissen, wie man «Horizon Field» korrekt ausspricht) ist es nicht so.

Der britische Künstler hatte vor zwei Jahren in einem 150 Quadratkilometer grossen alpinen Vorarlberger Gebiet hundert gusseiserne Männer aufstellen lassen, alle exakt auf 2039 Meter über der Adria. Von jeder Figur aus kann mindestens eine weitere gesehen werden. Die Figuren sind Abgüsse von Gormleys Körper. Den einfachsten Zugang hat man von Lech aus, wo man das Kunstwerk auch am meisten als Touristenattraktion vermarktet. Die Installation war vertraglich auf zwei Jahre begrenzt und soll im April 2012 abgebaut werden.

Nun hat sich ein Verein gebildet, der sich für den Verbleib von «Horizon Field» einsetzt. Obmann ist ein Unternehmer, seine Stellvertreter sind der Lecher Bürgermeister und ein Alt-Kulturlandesrat. Angestossen wurde die Vereinsgründung vom «Freundeskreis des Kunsthauses Bregenz», wobei Kunsthaus-Direktor Yilmaz Dziewior für die Einhaltung des ursprünglichen Vertrags ist. Er sagt, das Kunsthaus werde sich an die getroffenen Vereinbarungen halten und müsse ausserdem frei für neue Projekte sein. Die aktuelle Kulturlandesrätin erklärte ebenfalls, für sie gelte der Beschluss des Aufsichtsrats.

Antony Gormley wäre mit einer Verlängerung auf weitere zwei Jahre einverstanden, allerdings unter der Bedingung, dass alle hundert Skulpturen bleiben und bei der möglichen Versetzung der einen oder anderen wegen Differenzen mit den Grundeigentümern die 2039-Meter-über-der-Adria-Vorschrift eingehalten wird. Und er verlangt etwas wohl jetzt schon Unmögliches: Die Installation dürfe nicht zur Tourismusattraktion verkommen, sondern müsse ein Kunstprojekt bleiben. Für den Verbleib der Figuren haben sich neben einigen Vorarlberger Künstlern interessanterweise auch die Grünen oder jedenfalls ihr Obmann Johannes Rauch ausgesprochen: interessant, weil die Naturschutzorganisationen strikt dagegen sind.

Die bisher veröffentlichten Leserbriefe und Postings boten hauptsächlich die in diesen Spalten üblichen Bizarrerien bis hin zu einem Schreiben, das sich gegen die «Sexfiguren» aussprach (was die Frage aufwirft, wie notgeil jemand sein muss, um eine stilisierte rostige Eisenfigur für sexuell anregend zu halten – stimulierend natürlich immer nur für andere, nämlich für die Frauen, die nach Ansicht des Briefschreibers wegen der «Nackten» sofort zu Bergtouren aufbrechen).



Ein Leserbriefschreiber wittert hier sexuelle Belästigung. Bild: Kurt Bracharz

Die regionalen Ableger der Naturschutzorganisationen, unter ihnen der Naturschutzbund, die Naturfreunde, der Alpenverein, der Alpenschutzverein, die Jägerschaft und die Naturschutzanwaltschaft, schrieben in einem offenen Brief an den Kunsthaus-Direktor: «Es geht hier um Grundsätzliches und um Glaubwürdigkeit. Pacta sunt servanda. – Bereits im Römischen Recht wurde festgehalten, dass Verträge einzuhalten sind. Wenn wir bedenken, mit was für einem konstruktiven, aber auch mühsamen Prozess des Miteinanders dieses Land-Art-Projekt begonnen hat, ist es für uns besonders wichtig, diese Grundlage nicht durch Vertragsbruch und/oder Verwässerung zu zerstören.» Der Landesjägermeister stiess nach: «Die ‹Möblierung› der Landschaft in Vorarlberg nimmt in einem erschreckenden Ausmass zu. Auch Skulpturen, und seien sie noch so schön und wertvoll, gehören zu diesem negativen Trend und verursachen Störungen unterschiedlichster Art.» Im Bewilligungsverfahren für dieses Projekt wurde von den Betreibern in vorbildlicher Weise Aufklärungsarbeit geleistet und es wurden auch Kompromisse eingegangen, zum Beispiel bei sensiblen Standorten. Die Grundbesitzer, Naturschutzorganisationen, Jäger in den betroffenen Revieren, konnten so grossteils von diesem Projekt überzeugt werden, unter einer Bedingung: «Eine Gesamtdauer von zwei Jahren!»

Mit der «Möblierung» ist wahrscheinlich die Landschaftszerstörung durch Skiliftbauten gemeint, die gerade in jenem Gebiet, wo die Eisenmänner stehen, besonders heftig vorangetrieben wird und gegen die alle hundert Eisenmännlein nur eine Petitesse sind. Mir fällt Zustimmung oder Ablehnung schwer, weil ich in den Schreiben der Naturschützer kaum ein ökologisches Argument entdecken kann und «Horizon Field» beim Lokalaugenschein als harmonisch in die Landschaft eingefügt empfand.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

So lange der Vogel an seinem Platz sitzt

Wie die Vögel auf der Überlandleitung sitzen die Radiostationen auf der Ultrakurzwelle. Empfangstechnisch verbreiten sie sich auf einer Bandbreite von circa zwanzig Megahertz. Hat ein Sender einmal Platz genommen, ist nur schwer an ihm vorbeizukommen. Vor drei Jahren liess sich «Radio Stadtfilter» in der Reihe analoger Radioveranstalter nieder, und wer in Winterthur ein Radiogerät hat, wird ab und zu bei 96,3 hängenbleiben. Jeder könnte zuhören, gerade jetzt – und jeder weiss das. Darin liegt der Reiz der Sache.

Drei Jahre heisst 1092 Tage oder 26'208 Stunden oder über eine halbe Million Radiohits zu je

WAS WILLST DU DICH BETRÜBEN

freitag, 16. märz 2012,
evangelische kirche, trogen (ar)

johann sebastian bach (1685–1750) «was willst du dich betrüben»
Kantate BWV 107 zum 7. Sonntag nach Trinitatis

17.30 – 18.15 uhr Einführung mit Rudolf Lutz und Karl Graf (anschl. Imbiss) *eintritt: chf 40*

19.00 uhr Erste Aufführung der Kantate, Reflexion von Ernst Pöppel, Zweite Aufführung der Kantate *eintritt: kat. a chf 50, kat. b chf 40, kat. c chf 10*

solisten Julia Doyle, Sopran; Makoto Sakurada, Tenor; Wolf Matthias Friedrich, Bass *chor und orchester der j.s. bach-stiftung*
leitung Rudolf Lutz

J. S. Bach-Stiftung | Postfach 164 | 9004 St. Gallen
+41 (0)71 242 58 58 | info@bachstiftung.ch
www.bachstiftung.ch

J.S. Bach-Stiftung
St. Gallen

klangvolles
berührendes
meisterhaftes

Sa, 03. Mär. 20 h **«a kind of alaska» von Harold Pinter**
Drama über den Verlust der Zeit.
S. Maurer, Konzept; F. Rexer, Regie

Fr., 23. Mär. 20 h **John Holloway, Jane Gower, Lars Ulrik Mortensen**
«in stil moderno»
Drei weltweit führende InterpretInnen,
Grosse Persönlichkeiten der Barockszene.

Sa, 31. Mär. 18/20 h **a Cappella Festival Rorschach**
feine a cappella-Kultur. Tafel- und
Musik-Genuss | acappella-rorschach.ch

So, 01. Apr. «der fall pilatus». von Walter Jens
Fr., 27. Apr. Peter Waters. «piano solo»
Fr., 04. Mai good counselors
Do., 17. Mai bis Sa 19. Mai Klang N°12

kulturverein
schloss**wartegg**
9404 Rorschacherberg
Reservation 071 858 62 62
Nähere Infos: **warteggkultur.ch**

HIER LIEST
ST. GALLEN

DIE GRÖSSTE AUSWAHL AN BÜCHERN UND GESCHENKEN

mein Buch

books.ch Rösslitor Bücher,
Multergasse 1 – 3, 9001 St. Gallen

Rösslitor

28. Januar bis 22. April
Willi Baumeister Gemälde und Zeichnungen

15. Februar bis 28. Mai
Richard Hamilton

4. Januar bis 19. August
Neue Malerei aus der Sammlung I

Öffnungszeiten: Di 10–20, Mi bis So 10–17 | Führungen: Di 18.30 | 8402 Winterthur | Museumstrasse 52 | Infobox 052 267 58 00 | www.kmw.ch

Kunstmuseum Winterthur

drei Minuten. Dies ist das Verdienst der sechsköpfigen Redaktion, unzähliger Praktikanten und der freiwilligen Sendungsmacher. Es heisst aber auch, dass der «Stadtfilter» im Spannungsfeld der Ansprüche von Verein, Aktiengesellschaft, Redaktion, Sendungsmacher, Konzessionierungsbehörden und Stiftungen tragfähige Strukturen ausgebildet hat.

Begonnen hat es 2005 mit Enthusiasmus und Sitzungen im kleinen Kreis. Der lange Anlauf über zwei Kurzkonzessionen schuf Rückhalt in einer breiten Trägerschaft. Schliesslich gelang 2009 die Konzessionierung als Komplementärradio, was einige Überzeugungsarbeit bei Politik und Behörden bedingte. Auf zehn Jahre wurde die Konzession gewährt. Nach drei Jahren Betrieb lässt sich nun sagen, dass auch im Aufbau von operativen Strukturen vieles richtig gemacht wurde – nur schon darum, weil der Sender nach wie vor Bestand hat.

Dies ist keine Selbstverständlichkeit. Allein finanziell ist jedes Sendejahr ein Kraftakt. Das Budget beträgt rund eine halbe Million, wobei etwa die Hälfte – verbunden mit einem Leistungsauftrag – aus den Gebührengeldern kommt. Die verbleibenden 250'000 Franken müssen über Vereinsbeiträge und -veranstaltungen eingebracht sowie als Drittmittelbeiträge bei Stiftungen und dergleichen eingeworben werden; eine Werbefinanzierung ist im Rahmen der gewährten Konzession nicht möglich.

Die Programmstruktur ist seit Sendestart konstant mit den Schwerpunkten «Morgomat» (am Morgen), «High Noon» (über Mittag) und «A Hard Days Evening», vormals «Destillator» (Abends). Diese Einteilung geht einigermassen auf: Die Hörerzahl ist mit knapp 40'000 Zuschaltungen pro Tag konstant. Da der «Stadtfilter» sich einen Platz auf UKW erobert hat, macht diese Konstanz auch Sinn. Es gilt nicht, um jeden Preis aufzufallen. Es genügt, den Leuten die Chance zu geben, sich zu gewöhnen. Aufdringlichkeit besteht ohnehin immer. Das Bild ist eher schief, aber es stimmt: Solange der Vogel an seinem Platz sitzt, muss er nicht am lautesten singen. Er kann ruhig sagen, was er will. Natürlich aber kann er laut werden. Ein heimlicher Sport unter Sendungsmachern. Besonders gilt dies zur alljährlichen externen Qualitätsevaluation, deren Fragebogen für viele ein Ärgernis ist, eine Anmassung in Ja-Nein-Weiss-nicht.

Zum Jahresende hat Samuel Studer, einer, der von Anfang an dabei ist, den Posten als Leiter der Koordination abgegeben. Er gehört nicht zu den Lauten, ihm kommt aber ein grosser Teil des Verdienstes eines gelungenen Aufbaus und der Konstanz zu. Egal was Sie nun sagen: An einem Radiosender auf UKW kommt man nicht leicht vorbei. Aufdringlichkeit besteht immer. Im Äther und gerne auch am Geburtstagesfest am 3. März im Gaswerk.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

Qualitätvoll und von der Ausserrhoder Kulturstiftung gefördert: Francisco Sierras Ölgemälde «Im Park». Bild: Francisco Sierra

APPENZELL

Nahrung für den Kultur-Kosmos

Sophie Taeuber-Arp war fünf, als sie nach Trogen kam. Sie wuchs auf inmitten von Appenzeller Hügeln, am Rande des Dorfplatzes Trogen, der mit seinen Palästen einen Hauch von Welt ins Dorf zaubert. Sie wuchs auf zusammen mit Kantonsschülern, die von überall her kamen und im Taeuberschen Haushalt lebten. Sie wuchs auf mit Kindern, deren Väter im Keller am Webstuhl sassen oder die Handstickmaschine bedienten und deren Mütter in den Stuben spulten.

Das war vor über hundert Jahren. Seit kurzem wird im kleinen Ausserrhoden wieder einmal darüber diskutiert, ob denn die Werkbeiträge der Ausserrhodischen Kulturstiftung auch an Kunstschaffende gehen sollen, deren Grossväter vielleicht noch im Land gewohnt haben. Bei den aktuellen Beitragsempfängern fehle oftmals der Appenzeller Bezug; sie würden überdimensionierte Meringues in französischen Gärten malen anstatt Kühe und Alpaufzüge. Noch viel schlimmer, sie würden einfach Geld abholen, ohne sich einen Deut um das Appenzellische zu scheren. Und überhaupt, der Ausserrhoder Kultur-Kosmos drehe sich in den immer gleichen Bahnen in und um sich selber. Schade, dass solche Gedanken überhaupt eine Plattform finden.

Zum Glück gibt es in unserem Kanton eine Institution wie die Kulturstiftung, die in guter Kooperation mit und in Ergänzung zur staatlichen Kulturförderung ihre Fühler ausstreckt und nach talentierten Kunstschaffenden Ausschau hält. Sie initiiert Projekte wie «Bauen im Dorf» und lässt dank einer bewusst breit gehaltenen Ausschreibung unerwartete Entdeckungen zu. Ich denke an die nicht im Kanton lebenden bildenden Künstler Rolf Graf, Ursula Palla, Peter Stoffel, Markus Müller, Emanuel Geisser und Annina Frehner, an den Modedesigner Armando Forlin, die Animationsfilmerin Michaela Müller oder die Musikerin Gabriela Krapf und den Musiker Tobias Preisig, die alle – vielleicht dank ihres Förderbeitrags – bei verschiedenen Projekten im und um den Kanton in den letzten Jahren mehrfach präsent waren und sind.

Über hundert Jahre nach Sophie Taeubers Trogner Kindheit und Jugend sieht man in ihrem Werk das Ausserrhodische, entdeckt in ihren Mustern die Vorlagen des Pantographenstickers, die Kreativität der Entwerferin, sieht Reststücke abgeschnittener Fäden auf dem Boden feuchter Webkeller. Für Sophie war Trogen eine prägende Zeit auf ihrem Lebensweg. Schickt sie weg, die begabten jungen Künstlerinnen und Künstler: in Metropolen oder ins Nirgendwo, wohin auch immer es sie zieht. Es gibt nichts Bereicherndere für uns Zuhausebleibenden als neue Ideen von aussen: eine Reise zu den Katzen von Rom, die Spurensuche nach dem Geheimrezept des Appenzeller Käses von Basel aus oder Entwürfe für Schuhe, einen multifunktionalen Rucksack und einen Hemdbody. Und wenn der Hemdbody ein lokales Element aufgreift und weiterentwickelt und die Katze in Rom die Beobachtungen von zuhause ergänzt, dann sind wir doch genau dort, woher der Ausserrhoder wie jeder Kultur-Kosmos seit jeher seine Nahrung bezieht: beim Austausch.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

Der Gastgeber, der seine Gäste fordert

Ernst Vogel weiss, was seine Gäste lesen wollen. Er weiss aber auch, was sie lesen sollten. Sein Café Zentrum ist für manche Gäste ein Stück Heimat, ein Ort, wo sie sich aussprechen können und Rat finden.

VON **HANSPETER SPÖRRI**

Das Café Zentrum am St.Galler Marktplatz ist ein Ort, der einem ans Herz wächst; nicht trendy oder chic, eher etwas altmodisch, bürgerlich-gepflegt. Beim Eintreten fällt der Blick zunächst auf die Kopie eines Albert-Anker-Bildes: ein Schulbub mit klugem Blick. Hierher komme ich, wenn ich in Ruhe Zeitungen und Zeitschriften lesen will, auch jene, die ich nie abonnieren würde. Oder wenn ich zuhören möchte, ohne mitreden zu müssen. Im kleinen Lokal findet sozusagen eine Dauerdebatte statt. Kaum hat man sich an seinem Tisch eingerichtet und beginnt, ein wenig zu lauschen, schnappt man Bemerkungen zum aktuellen Geschehen auf – in den letzten Monaten natürlich in erster Linie zu Wegelin und Hummler, zu Hildebrand, Blocher und Köppel, zu Widmer-Schlumpf und Sommaruga. Hier ist die Stimme eines Volkes zu vernehmen, das in entscheidenden Fragen uneinig und etwas verunsichert ist. Meist urteilen die Gäste erstaunlich vorsichtig. Es scheint, als ob sie in letzter Zeit ihre Ansichten hätten revidieren müssen und sich nicht ein weiteres Mal auf die Äste hinauslassen wollten. Das kontinuierliche Gespräch im Café wird moderiert, zwischendurch auch provoziert von Ernst Vogel. Und grad sagt er einem Gast, provozieren sei ja nicht gleichbedeutend mit reizen; wer provoziere, fordere zur Stellungnahme auf. Das heisst: Hier kann man auch unkonventionelle Ansichten äussern. Man befindet sich auf neutralem Boden.

Der vergessene Philosoph

Seit 1994 führt Vogel das etwas versteckt liegende Café an zentraler Lage. Er kennt viele seiner Gäste so gut, dass er ihnen jeweils die Zeitung oder Zeitschrift hinlegt, die sie gerne lesen. Manchmal «zwinge» er sie aber auch, ein Blatt zu konsultieren, das ihrer Auffassung widerspreche, die «Weltwoche» oder die «Woz», die «Schweizer Illustrierte» mit einer Kolumne von Helmut Hubacher, samstags manchmal die «Basler Zeitung» mit dem Kommentar von Chefredaktor Somm. Einem Gast, von dem er weiss, dass er sich für die Minarett-Initiative engagierte, legt er das NZZ-Folio über «Die jungen Araber» hin: «Das schenke ich Ihnen! Das interessiert Sie!» Vogel ist kein Schulmeister und kein Besserwisser, aber er scheint zeigen zu wollen, dass es da immer noch ganz vieles gibt, was man auch lesen, was man auch wissen sollte, um sich ein vollständiges Bild machen zu können.

Ernst Vogel hat erst abends ein wenig Zeit. Er führt das Lokal alleine, trägt auf, räumt ab, bedient die Kaffeemaschine, begrüsst die Gäste; meistens mit Namen. Jetzt aber kann er sich kurz setzen und erzählt zunächst vom Philosophen Paul Häberlin, der wie C.G. Jung in Kesswil aufgewachsen sei und diesen gut gekannt habe. Dass ich noch nie von Häberlin gehört habe, sei verzeihlich. «Leider ist er fast ganz vergessen – dabei war er einmal der berühmteste Philosoph der Schweiz.»

Das sagt nicht nur der Kesswiler Ernst Vogel, der heute wieder in seinem Elternhaus wohnt. Das bestätigen auch ein Wikipedia-Eintrag und ein NZZ-Artikel vom 11. September 2004 («Das grosse Ja – Paul Häberlin, ein vergessener Schweizer Philosoph»), die ich finde, als ich später wieder am Computer sitze. Häberlin habe, auf Kant aufbauend, ein eigenes System entwickelt. Häberlin sah die Welt als ein «aus miteinander interagierenden Subjekten» bestehendes «Funktionskontinuum», den Menschen als einen «Zwiespalt zwischen vitalem Trieb und Einheitswillen, Egoismus und Eros, Subjektivität und Objektivität», erfüllt von Sehnsucht nach Eindeutigkeit. Dessen Problematik sei unauflösbar, der Kampf um «gut» und «böse» unentscheidbar, allerdings sei der Mensch aufgehoben in der «von allen menschlichen Entscheidungen unberührten Güte und Vollendung des Seins.»

Das passt zu Ernst Vogel und zu seinem Café Zentrum. Dieses ist eine Welt für sich, für manche Gäste ein Stück Heimat, ein Ort, wo man sich aussprechen kann, Rat findet, selbst wenn man mit dem Handy nicht zurecht kommt – und so ist es wohl auch ein Funktionskontinuum mit interagierenden Subjekten. Der menschliche Zwiespalt wird hier sichtbar, manchmal auch der Eros, oft die Subjektivität, selten auch der Egoismus; und häufig die Sehnsucht nach Eindeutigkeit, die sich in den Gesprächen aber kaum je einstellt, was vielleicht auch am Moderator Vogel liegt.

Vogel wollte einst Pfarrer werden. Und Paul Häberlin war Theologe, bevor er Philosophie studierte. Wie Häberlin scheint auch Ernst Vogel zwei Dinge vereinen zu wollen: Die Aufklärung mit ihrem Skeptizismus und ihrer Toleranz – und den Glauben mit seiner Gewissheit, der ein Gefühl der Aufgehobenheit vermittelt. Es gebe für ihn nicht nur links und rechts, sondern auch oben und unten, sagt Ernst Vogel. Er liebt Wörter und Worte, er mag Gegensätze.

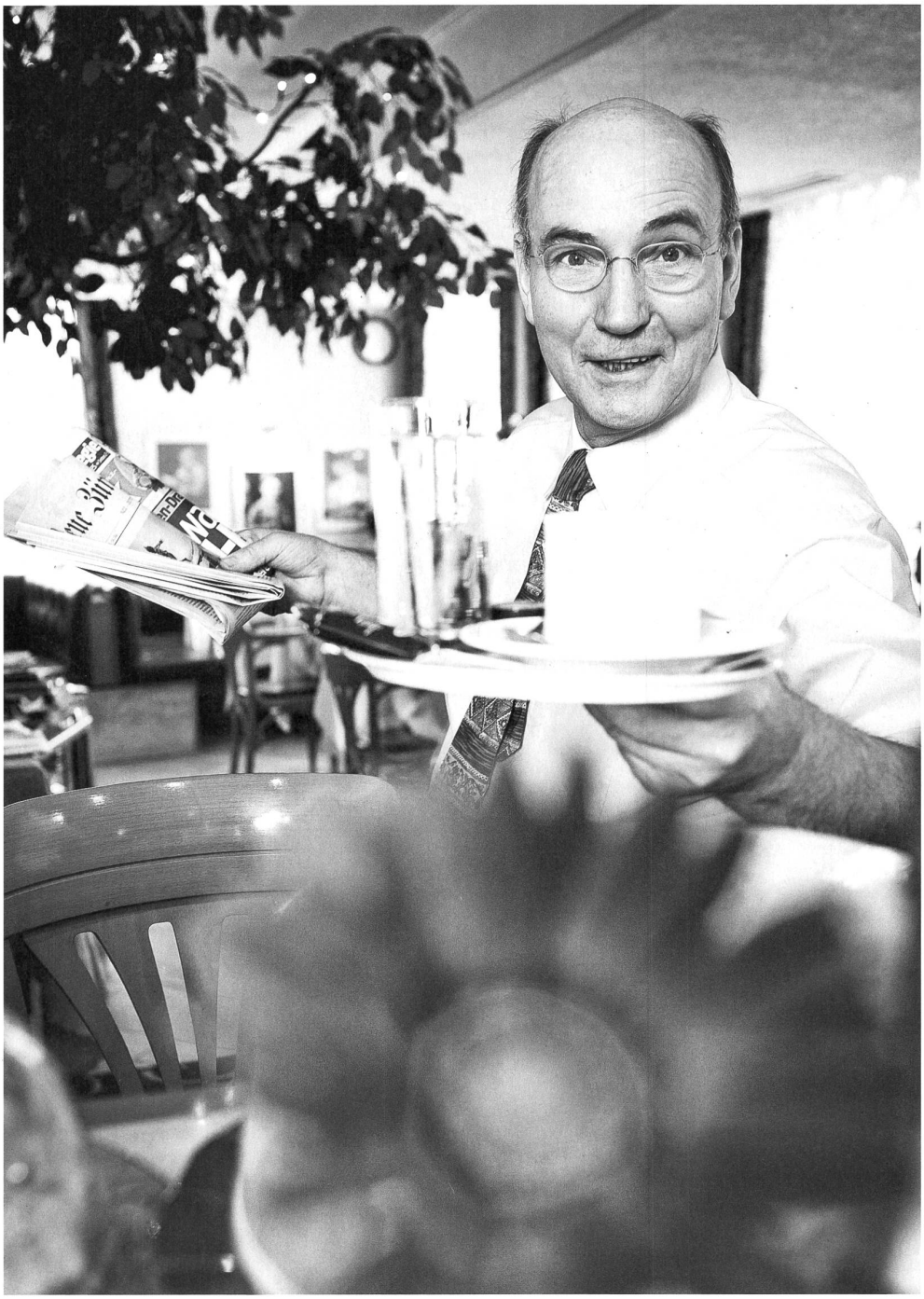
15'000 Franken für Abos

Vogel lebt selber philosophische Tugenden vor: Er nimmt die Gäste, wie sie sind, verzichtet auf Zuschreibungen und Wertungen, stellt ihren Überzeugungen aber gerne hin und wieder eine andere Position entgegen. Im Café lagern Zeitungen und Zeitschriften jedwelcher Couleur. 15'000 Franken gibt Vogel jährlich aus für bedrucktes Papier. Zeitungen und Zeitschriften, die er nicht abonniert hat, kauft er bei Bedarf am Kiosk. Das mache er aber nicht nur für seine Gäste, sondern auch für sich selbst. Immer schon las er Zeitungen und Bücher. Seine Bibliothek, zu Hause in Kesswil, umfasst rund 10'000 Titel. «Mehr sollen es nicht werden», sagt Vogel bedauernd: «Ich mache deshalb heute einen Bogen um Buchantiquariate.»

Schon als Fünfzehnjähriger hatte er vier Tageszeitungen abonniert. Der Pöstler habe gestaunt. Ob er die zum Ausstopfen der Schuhe brauche? Die Kulturbeilagen der Samstags-NZZ habe er viele Jahre lang gesammelt und erst kürzlich entsorgt. Auch die Samstagsbeilage der «Basler Zeitung habe er geschätzt. «Wenn man das entdeckt hat, wird Essen und Trinken zur Nebensache», sagt er lachend. Gute Worte seien auch morgen und übermorgen noch gültig. Worte seien Werte. Nicht zufällig klängen die beiden Worte fast gleich. Für ihn gelte: «Am Anfang war der Wert.»

Manche Gäste glaubten, sie würden seine Meinungen kennen und wüssten, wer er sei, vermutet Vogel: «Aber nein, das wissen sie nicht.» – Mir kommt Robert Walsers Wort in den Sinn: «Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich.»

Das beschreibt auch ein wenig die Grundstimmung im Café: Man scheint das Geheimnis seines Gegenübers zu respektieren, obwohl man hin und wieder ein offenes Wort wagt. «Gute Freunde, denen man nicht gelegentlich ins Gesicht sagen kann, dass man ihre Meinung nicht teilt, sie sogar hasst, sind keine guten Freunde», sagt Vogel. «Menschen brauchen ein Gegenüber. Sie brauchen vielleicht auch einen Engel. Und ein Engel ist eigentlich nichts anderes als eine Angel, ein Hilfsmittel wie die Türangel, ein Verbindungsglied – von der inneren zur äusseren Welt.»



Ernst Vogel spricht schnell, sein Café ist jedoch ein Ort der Langsamkeit. Bild: Daniel Ammann

«Dass Sie das alles wissen!», sage ihm manchmal ein Gast. 99 Prozent von dem, was er sage, stimme, entgegnet Vogel dann allenfalls. «Finden Sie selber heraus, was nicht stimmt.» Manchmal ist also wohl auch Ernst Vogel eine Angel – oder eben ein Engel, vermittelnd zwischen innen und aussen.

Zauberberg-Knisteratmosphäre

Als Bub half der 1951 geborene Ernst Vogel häufig im «Bären» in Kesswil, einer Bauernwirtschaft. Er holte für die alten Männer den Most im Keller. Seine Berufslaufbahn begann er mit einem Praktikum im Hotel Bodan, das damals noch vom legendären E.A. Züllig geführt wurde. Dieser habe ihm eine Kellnerlehrstelle im Carlton Tivoli in Luzern besorgt. Er schloss die Lehrzeit mit der besten Kellnerprüfung der Schweiz ab. Gleich darauf nahm er eine Stelle als Allein-Barmann im Parkhotel in Brunnen an. Dort wurden Heilbad-Kuren nach Dr. Heller – mit der Anwendung von Gleichstrom und Tannenextrakten – angeboten. Vogel umsorgte «gutbetuchte mittelalterliche Kurgäste inklusive Kurschatten bis Mitternacht in einer Davos-ähnlichen Zauberberg-Knisteratmosphäre». Es seien oft eingebildete Kranke und Scheintote gewesen. Er «durfte und konnte sie anhören und eben auch ‹arrangieren›: Das kann ein selbstsicherer Jungbarmann bedenkenlos. Diese Welt öffnete mein Psychosensorium. Das war ein ganz wichtiger Lebensabschnitt.»

Bestnoten erzielte Vogel später auch bei der Meisterprüfung. Als Maître d'Hôtel diplômé machte er auch noch einen Berufsschullehrer-Kurs für Servicepersonal und einen Kurs für Unternehmensführung. Er lerne leicht, stelle sich den Stoff immer in Bildern vor. Deshalb erinnere er sich auch an Gesichter, erkenne einen früheren Gast selbst nach zehn Jahren noch – und so lese er auch Bücher. Das Inhaltsverzeichnis memoriere er sozusagen photographisch.

So schnell Ernst Vogel auch spricht und denkt, sein Café ist ein Ort der Langsamkeit. Die «NZZ am Sonntag» ist auch noch am folgenden Freitag vorhanden. Von manchen Zeitschriften finden sich ganze Jahrgänge. Häufig hätten Gäste eben den Wunsch, etwas nachzulesen, was bereits aus den Schlagzeilen verschwunden sei.

Mit Sinn fürs Wunderbare

Viele Besucher gehören zur älteren Generation, manche lebten im Altersheim, sagt Vogel. Manche kennen sich nicht aus im Internet, was schade sei. Es gibt im Café Zentrum nur etwas, das wichtiger ist als das bedruckte Papier: die Beziehungen. Hier ist man in der Öffentlichkeit und doch ein wenig zu Hause. Wenn ein Gast, der hier häufig verkehrte, stirbt, brennt für ihn im Café Zentrum eine Kerze.

Paul Häberlin, der Berner und Basler Philosophieprofessor aus der Ostschweiz, so die NZZ, sei zweifellos ein echter Schweizer gewesen: nüchtern, präzis, realistisch. «Aber am Anfang des Werdegangs des Kesswiler Lehrersohns steht ein Erweckungserlebnis – ein ekstatisches Aufgehen in der Natur des heimatlichen Bodensees.» Dieses ist wohl auch Ernst Vogel widerfahren. Den Sinn für das Wunderbare hat er sich bis heute erhalten: «Es kommt alles darauf an, ob wir den Sinn für das Wunder haben», schreibt Häberlin am Anfang seines Buches über «Das Wunderbare»: «Ob wir ihn haben, das entscheidet sich daran, wie wir uns zu den rätselhaften Erscheinungen stellen, oder: wie sie uns ansprechen. Es gibt hier zwei Möglichkeiten: Das Rätsel ist Anreiz und Aufforderung zur aufklärenden Erkenntnis, oder es ist Anzeichen des grossen Geheimnisses.»

Ernst Vogel scheint beide Möglichkeiten zu leben. Für ihn, den Wortmenschen, verbandelt sich das Wunderbare auch mit Worten wie: Wunde, Wind, Wand und Wende. Und für mich, den meist stillen Zeitungsleser, ist das Café Zentrum deshalb auch ein Ort der Wunder und der Wandlung. Möge es das noch lange bleiben! ◊

Oertles heile Welt

Zahlreiche Schweizer dienten in der Waffen-SS. Dieses Thema ist ebenso brisant wie unbekannt. Vincenz Oertle aus Gais hat ausgiebig dazu geforscht und kürzlich ein neues Buch veröffentlicht. Die Schatten der Vergangenheit fallen auf den Autor zurück.

VON **RALPH HUG**

Vincenz Oertle will mit «Saiten» nicht reden. Er lehnte eine Interviewanfrage ab. Es gebe zwei Gruppen, denen er grundsätzlich misstraue: Politiker und Journalisten. Er lässt offen, weshalb. Er bleibt auch dann bei seiner Weigerung, als ihm erklärt wird, man wolle sein neues Buch «Ein Appenzeller in der Waffen-SS» vorstellen. Öffentlichkeitsscheu ist Oertle ansonsten nicht, denn er tritt oft vor Publikum auf. Der Verlag Druckerei Appenzeller Volksfreund, der seine Bücher herausgibt, lud kürzlich in Appenzell im kleinen Ratssaal zur Vernissage. Unlängst referierte Oertle in der Bibliothek Widnau und beim Familienforschungsverein in Lachen SZ. Er ist zudem Gast bei Offiziersvereinen. So buchte ihn letztes Jahr die Offiziersgesellschaft Biel-Seeland für einen Vortrag zum Thema «Schweizer in der Fremdenlegion».

Eine Frage beantwortet Oertle aber doch, nämlich als was er sich selber sehe – Historiker, Hobbyforscher oder Militärexperte? Der ehemalige Posthalter aus dem zürcherischen Maur, Feldweibel der Panzertruppen, Waffenläufer und seit zehn Jahren Pensionär, sagt dezidiert: «Ich bin Heereskundler.» Gemäss Lexikon ist Heereskunde eine Hilfswissenschaft der Militärgeschichte, die sich mit der Entwicklung der Streitkräfte und insbesondere mit ihrer Organisation, Bekleidung und Ausrüstung befasst. Oertle hat zwar auch Abhandlungen geschrieben, die perfekt in diese Kategorie passen. So zum Beispiel «Vom Remington zum Sturmgewehr 90». Das Buch behandelt die Schusswaffen der päpstlichen Schweizergarde und erschien im Jahr 2001. Es wurde von der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift als «Standardwerk» gewürdigt. Oertle ist aber vor allem von Schweizern fasziniert, die als Legionäre ihr Glück in fremden Heeren versuchten.

Wandert auf dünnem Eis: das neuste Werk von Vincenz Oertle. Bild: Samanta Fuchs

Ohne akademische Hemmungen

Das erste Buch, mit dem er von sich reden machte, erschien 1997 und trug den Titel «Sollte ich aus Deutschland nicht zurückkehren … Schweizer Freiwillige an deutscher Seite 1939–1945». Es handelte von jenen Schweizern, die im Zweiten Weltkrieg ins Dritte Reich überliefen und sich dort als Freiwillige dem Führer zur Verfügung stellten. Für solche braune Eidgenossen gab es in Stuttgart eine spezielle Empfangsstelle, das so genannte «Panoramaheim». Von dort aus wurde die Nazi-Propaganda gesteuert, und dort trafen sich demokratiemüde Schweizer, die nach einem Hitler-Einmarsch das Führungspersonal im «Gau Schweiz» stellen sollten. Nazifans aus dem Ausland kamen in die Waffen-SS, in der Wehrmacht waren nur deutsche Staatsbürger zugelassen. Gegen 900 Schweizer gingen damals über die Grenze, ein grosser Teil davon als überzeugte Nazis und «Fröntler». Manche überlebten das Abenteuer nicht und kamen im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion um. Insgesamt, Auslandschweizer und Doppelbürger mitgezählt, taten nahezu 2'000 Schweizer Dienst unter Hitlers Befehl.

Oertles Verdienst ist es, dieses dunkle Kapitel aufgegriffen zu haben. Es ist von der akademischen Geschichtswissenschaft allzu lange Zeit rechts liegen gelassen worden, wohl weil man sich daran die Finger verbrennen konnte. Über Schweizer Nazis wird noch heute ungern geredet, nicht zuletzt weil braune Neigungen in so manch bekannter Familie notorisch waren und unter dem Deckel gehalten werden. Als nebenamtlicher Hobbyforscher kannte Oertle keine akademischen Hemmungen, in diese Dossiers zu schauen. In jahrelangem Aktenstudium im Bundesarchiv in Bern kam vieles zum Vorschein, was noch nirgends zu lesen war.

Falsche Solidarität

Jetzt folgt das grosse Aber. Oertle entpuppte sich als ein detailversessener Forscher ohne Konzept und Distanz zum Forschungsgegenstand. Im Gegenteil: Seine Faszination und Bewunderung für Militaria aller Art liess ihn schweizerische Nazi-Karrieren so kritiklos und apologetisch darstellen, als wären sie die natürlichste Sache der Welt gewesen. Oertle traktiert überdies seine Leserinnen und Leser mit einer Unzahl von militärischen Details, von Dienstgraden und Truppennamen bis zu Auszeichnungen und Heeresnamen, während die grossen politischen Zusammenhänge und die zeitgeschichtliche Einbettung unterbewertet werden bezie-

hungsweise schlicht fehlen. Seine Selbsteinschätzung als «Heereskundler» muss also wörtlich genommen werden.

Der verharmlosende Umgang mit dem helvetischen Faschismus trug dem Autor die Kritik ein, mit dem Phänomen zu sympathisieren und damit einer revisionistischen Geschichtsschreibung Vorschub zu leisten. Jürg Frischknecht, Spezialist für Rechtsextremismus, ging noch weiter. Er rückte Oertle im Jahr 1998 in den Dunstkreis der unheimlichen Patrioten und nannte ihn einen «braunen Sympathisanten als Weisswäscher», weil er herausgefunden hatte, dass Oertle in SS-Postillen publizierte und sich in rechtsextremen Kreisen von Drittes-Reich-Nostalgikern bewegte. Einen Skandal löste das Vorwort zu Oertles Buch von Oberauditor Jürg van Wijnkoop aus. Darin nahm Wijnkoop Hitlers Mordtruppe mit den Worten in Schutz, «dass die Waffen-SS zwar nicht zu Unrecht in Nürnberg verurteilt wurde, aber doch nicht hinsichtlich der Gesamtheit ihrer Angehörigen über den gleichen Leisten geschlagen werden kann». Diese deplatzierte Bemerkung verharmlost den helvetischen Nationalsozialismus und zeugt von falscher Solidarität ebenso wie von ungutem Korpsgeist und politischer Blindheit. Armeechef Adolf Ogi musste intervenieren.

Schwindelerregende Materialfülle

Oertles zweite Buchpublikation erschien im Jahr 2007 und befasst sich unter dem Titel «Endstation Algerien» mit den Schweizer Fremdenlegionären, die in Frankreichs kolonialistischem Algerienkrieg (1954–62) eingesetzt wurden. In der Einleitung schildert er, wie ihn als Sekundarschüler in Wattwil der Vortrag eines Fremdenlegionärs, der in Indochina gewesen war, beeindruckte und wie er die schrecklichen Geschichten über in Bambusfallen aufgespiesste Legionäre nie mehr vergessen konnte. Auch in diesem Buch sucht man historische Kontextualisierungen, die zum Verständnis des Algerienkriegs nötig sind, weitgehend vergeblich. Dafür schafft Oertle wiederum tonnenweise Einzelheiten aus den Militärdossiers des Bundesarchivs und teils auch aus Interviews mit Zeitzeugen oder aus deren Nachlässen ans Licht. Die Lektüre wird unter der Stoffmenge und dem verdrehten Schreibstil des Autors buchstäblich begraben, genau wie im Buch über die Hitler-Anbeter.

Oertles Sympathien mit den armen Kerlen, die sich in den Legionstruppen als Kanonenfutter verheizen liessen, sind offenkundig. Viele von ihnen waren vor der Polizei, dem Richter oder anderen Problemen in die Legion geflüchtet. Geschichte als kollektiver Prozess scheint in Oertles konzeptfreiem Narrativ zwar auf, aber lediglich in individuellen Einzelschicksalen ohne politisch-gesellschaftlichen Horizont. Es fehlt die saubere Begrifflichkeit und damit auch die Wissenschaftlichkeit. Sie geht in der schwindelerregenden Materialfülle unter. Ausufernde Originalabschriften aus Archivalien machen noch keine Geschichtsschreibung. So bezeichnet Oertle die Massenflucht in die Fremdenlegion – noch in den fünfziger Jahren sollen mehrere Tausend Schweizer in französischen Diensten gestanden sein – in Anlehnung an mittelalterliche Praktiken als «Reisläuferei». Dies obwohl die Fremdenlegionäre der Nachkriegszeit wenig mit dem organisierten Söldnergeschäft der früheren Jahrhunderte zu tun haben.

Der Autor leidet mit

Im neuen Buch, das im letzten Dezember erschien, porträtiert Oertle den Appenzeller Heinrich Johann Hersche (1889–1971), dessen Eltern den Gasthof Weissbadbrücke in Weissbad führten. Hersche absolvierte eine Banklehre und schlug dann eine militärische Laufbahn im Instruktionsdienst ein, wo er es bis zum Kavalleriemajor brachte. Der Appenzeller war ein typischer Angehöriger der reaktionären Militärkaste, die den Landesstreik von 1918 als «bolschewistischen Aufstand» wahrnahm und die ihrerseits einem präfaschistisch-demokratiefeindlichen Autoritarismus huldigte. So ist das aber bei Oertle nicht zu lesen. Stattdessen scheint der Autor mitzuleiden, wenn er schildern muss, dass Hersche in finanzielle Schieflage geriet und schliesslich aus der Armee zwangsausgemustert wurde. Hersche landete bei den Frontisten, wo er als «Organisationsleiter» der Nationalen Bewegung Schweiz aktiv war. Der Appenzeller gab später zu, ein «leidenschaftlicher Nationalsozialist» gewesen zu sein und entschuldigte diesen Irrtum mit seiner patriotischen Einstellung – eine häufige Ausrede von Nazi-Tätern nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs.

Moralische Entlastung

Ende 1941, als Hitler weite Teile Europas besetzt hielt und sich seine Herrschaft dem Zenith näherte, flüchtete Hersche nach Deutschland, wo er sich eine Fortsetzung der militärischen Karriere unter Gleichgesinnten erhoffte. Das war denn auch der Fall: Der Innerrhoder war laut Oertle als Sturmbannführer, was dem Majorsrang entsprach, der zweithöchstgraduierte Schweizer in der Waffen-SS, wenn auch ohne Fronteinsatz, da er als Instruktor tätig war. Oertles Fokussierung auf den Kommiss und die militärischen Tugenden lässt wiederum vergessen, dass die Waffen-SS unter dem Kommando von Heinrich Himmler die eigentliche Mordtruppe des NS-Regimes und mitverantwortlich für den Holocaust und zahllose Kriegsverbrechen war. Hersche wird als treusorgender Kommandeur und Ausbildner geschildert, der sich für seine Untergebenen selbstlos aufopferte und nur das Beste wollte. In dieser militaristischen Optik wird ein nationalsozialistischer Täter wieder einmal zum Opfer von ungünstigen Zeitumständen, damit entpolitisiert und moralisch tendenziell entlastet.

Nach der US-Gefangenschaft kam Hersche 1947 vors Divisionsgericht St.Gallen, das ihn wegen Ungehorsam und fremdem Militärdienst zu vergleichsweise milden zwölf Monaten Gefängnis verurteilte. Der Schweizer Nazi Eugen Corrodi, der sich ebenfalls der Waffen-SS angeschlossen hatte, war noch zu dreissig Monaten Gefängnis verurteilt worden. Hersche sass die Strafe im St.Galler Gefängnis St.Jakob ab. Schon nach einem halben Jahr kam er wieder frei. Als einst bekennender Nazi konnte der zackige Appenzeller trotz seiner Reuebekundungen in der zivilen Schweizer Nachkriegsgesellschaft nicht mehr Fuss fassen. Er starb 1971 in der Innerschweiz. Auch hier blendet Oertles «Heereskunde» die soziale Frage nach der Integration des ehemaligen «Hitlerschweizers» völlig aus. Man erfährt lediglich, dass er mit Frontkameraden in Kontakt stand, die sich in einer feindlichen Umwelt ewige Freundschaft geschworen hatten. Am Schluss der Lektüre bleibt Hersche als ein «durch das Schicksal hart geprüfter Mensch» zurück und mutiert so vom überzeugten Hitler-Anhänger zu einem bedauernswerten Opfer der Zeitläufte.

Ungute Erinnerungen

Hersche war nicht der einzige SS-Freiwillige aus dem Appenzell. Oertle führt mehrere Personen auf, die ihr Heil im Dritten Reich suchten und dort in Kampfverbänden dienten. Einer von ihnen, der Konditor Otto Frischknecht aus Schwellbrunn, fand an der Ostfront in Karelien den «Heldentod im Kampf um die Freiheit unserer geliebten Heimat, getreu seinem Fahneneid für Führer, Volk und Vaterland», wie es in der Kondolenzmitteilung des deutschen Konsulats in St.Gallen an die Hinterbliebenen hiess. Indem Oertle erneut den politischen Kontext der Schweizer SS-Freiwilligen unbeachtet lässt, sie stattdessen auf eine rein militärische Dimension reduziert und dabei noch einen hoch apologetischen Ton anstimmt, fallen die braunen Schatten der Vergangenheit wiederum auf ihn selbst zurück.

Das Buch weckt ungute Erinnerungen an die verunglückte Ausstellung «Kälte, Hunger, Heimweh» im St.Galler Historischen Museum Anfang 2009, wo es ebenfalls um Schweizer Nazis in Hitlers Diensten ging. Dort wurden Materialien von Oertle, der auch ein passionierter Sammler von Orden und militärischen Devotionalien ist, unkritisch dem Publikum präsentiert. Beim Erscheinen seines ersten Buches wurde Oertle vorgeworfen, er betreibe die Verharmlosung von SS-Freiwilligen. Dieser Vorwurf kann ihm auch jetzt nicht erspart bleiben. Oertle ist ein geistiger Legionär und Rechtsaussen geblieben, der die Schweiz für eine «in Völlerei, Konsumrausch, Egoismus und Gleichgültigkeit verkommene Gesellschaft» hält, wie er einmal in einem Leserbrief an die «Schweizer Familie» schrieb. In einem anderen Leserbrief gab er sein militaristisches Credo zum Besten: «Ich taxiere die Schweizer Armee als Ansammlung uniformierter Zivilisten und daher als kriegsuntauglich. Von soldatischem Geist keine Spur, das äussere Erscheinungsbild schreit zum Himmel.» ◊

Wir stehen hinter Martin Klöti.

Am 11. März in die St. Galler Regierung.

Komitee «Martin Klöti in die Regierung» (www.martin-kloeti.ch)

Lisa Ackermann, alt Kantonsrätin, 9008 St. Gallen; Ronnie Ambauen, Architekt und Stadtrat, 9400 Rorschach; Peter Amsler, 9450 Altstätten; Ruedi Baer, 9011 St. Gallen; lic. phil. Niklaus Baer, 9242 Oberuzwil; Dr. med. René Baer, Hausarzt und alt Kantonsrat, 9242 Oberuzwil; Jörg H. Bender, 8645 Jona; Jürg Bereuter, Kantonsrat und Rechtsanwalt, 9400 Rorschach; Bettina Bickel, 8640 Rapperswil; Gerry Bickel, 8640 Rapperswil; Felix Bienz, 9326 Horn; Irene Blatter, 9642 Ebnat-Kappel; Roland Brändli, Gemeindepräsident, 9323 Steinach; Fredy Brunner, Stadtrat, 9000 St. Gallen; Suzanne Bühler-Aebi, Rechtsanwältin, 9010 St. Gallen; Walter Dietz, ehem. Direktor BT, 9300 Wittenbach; Dr. iur. Roger Dornier, Rechtsanwalt, 9010 St. Gallen; Andreas Eggenberger, Gemeindepräsident, 9445 Rebstein; Thomas Eigenmann, 9000 St. Gallen; Ursula Eigenmann, 9000 St. Gallen; Marc Flückiger, 9500 Wil; lic oec. Ueli Forster, Unternehmer, 9011 St. Gallen; Stefan Frei, Gemeindepräsident, 9536 Schwarzenbach; Urs Frei, 9650 Nesslau; Dr. med. Barbara Frei-Grimm, Fachärztin Allgemeine Medizin und Stadtparlamentarierin St. Gallen, 9010 St. Gallen; Dieter Froehlich Verwaltungsratspräsident ticketportal AG, 9030 Abtwil; David Ganz, Plättli Ganz Baumaterial, 9016 St. Gallen; Christoph Gautschi, Gautschi AG, 9430 St. Margrethen; Bruno Glaus, Rechtsanwalt und Verwaltungsratspräsident Pizolbahnen AG, 8730 Uznach; Marcus Graf, Kantonsratskandidat 2012, 9403 Goldach; Christoph Graf, 9450 Lüchingen; lic. iur. Marc Hanslin, 8640 Rapperswil; Roland Hardegger, Gemeindepräsident, 9524 Zuzwil; Dr. med. Andreas Hartmann, Kantonsrat, 9400 Rorschach; Margrit Hauert-Hugi, Leiterin Finanzen und Verwaltung BZGS, 9122 Mogelsberg; Markus Heggli, Geschäftsführer, 9323 Steinach; Michael Helbling, Student, 8730 Uznach; lic. iur. HSG Daniel Hengartner, 9500 Wil; Lotty Hess, 9524 Zuzwil; Jan-Thilo Hippmann, Bauingenieur FH, 9400 Rorschach; Beat Hirs, Gemeindepräsident, 9404 Rorschacherberg; Dr. med. dent. Matthias Hofmann, 9320 Arbon; Marc Hollenstein; 9010 St. Gallen; Jacqueline Honsell, Rechtsanwältin, 9000 St. Gallen; Martin Huser, Präsident IGSG, 9000 St. Gallen; Marie-Theres Huser, Kantonsrätin, 8646 Wagen; Markus Hutter, Geschäftsführer, 9200 Gossau; Dipl. Ing. FH Marco Huwiler, Geschäftsleitungsmitglied, 9402 Mörschwil; Jens Jäger, 7324 Vilters; Felix Jungi, alt Kantonsarzt, 9300 Wittenbach; Beat Keiser-Sidler, 9011 St. Gallen; Felix Keller, Geschäftsführer der Gewerbeverbände St. Gallen, 9001 St. Gallen; Roland Klauser, Verkaufsfachmann mit eidg. FA, 9200 Gossau; Helga Klee, Kantonsrätin, 9442 Berneck; Roland Köppel, 9001 St. Gallen; Michael Kummer, Rechtsanwalt, 9014 St. Gallen; Hannes Kundert, 9012 St. Gallen; Christoph Kurer, Vorsitzender der Geschäftsleitung Brauerei Schützengarten AG, 9004 St. Gallen; Theo Kuster, Lehrer, 9300 Wittenbach; Odilo Lamprecht, 9014 St. Gallen; Prof. Dr. Jochen Lange, Ostschweizer Stiftung für Musik und Theater, 9000 St. Gallen; Charlene Lanter, Transportunternehmerin, 9404 Rorschacherberg; Hubert Lanter, Transportunternehmer, 9404 Rorschacherberg; Dr. iur. Walter Locher, Kantonsrat und Rechtsanwalt, 9015 St. Gallen; Marc Mächler, 9524 Zuzwil; André Mägert, Unternehmens- und Personalberater, 9320 Arbon; Konrad Mändli, 9205 Waldkirch; Maja Meyer-Bähm, 9122 Mogelsberg; Michael Millius, 9402 Mörschwil; Vincenzo Montinaro, Verwaltungsratsdelegierter und CEO, 9320 Arbon; Regula Montinaro, 9320 Arbon; Dr. oec. Karl Müller, 9008 St. Gallen; Jost Müller-Rainoni, 8716 Schmerikon; Yvonne Müller-Rainoni, 8716 Schmerikon; lic.phil. Eva Nietlispach, 9011 St. Gallen; Hans Peter Nigg, Kaufmann, 9475 Sevelen; lic. phil. Aron Noger, Kantonsrat, 9014 St. Gallen; Jürg Pfister, Max Pfister Baubüro AG, 9013 St. Gallen; Robert Raths, Gemeindepräsident, 9422 Staad; Lukas Reichle, Rektor GBS St. Gallen, 9400 Rorschach; André Reumund, Reumund Gartenbau AG, 9244 Niederzuwil; Markus Rohner, Finanzberater, 9442 Berneck; Jakob Ruckstuhl, Rechtsanwalt, 9400 Rorschach; Michael Rüegg, Berater und Autor, 8052 Zürich; Ernst Rüesch, alt Regierungsrat und alt Ständerat, 9000 St. Gallen; Dr. med. Reinhard Rüesch, Kantonsrat, 9300 Wittenbach; Adrian Rufener, Rechtsanwalt, 9004 St. Gallen; Gabrielle Rutishauser, Kauffrau, 9016 St. Gallen; Paul Rutishauser, Landschaftsarchitekt BSLA / SWB, 9016 St. Gallen; Max Rutz, Delegierter des Verwaltungsrates stürmsfs ag, 9403 Goldach; Beat Schiltknecht, 9230 Flawil; Andi Schmal, Geschäftsleiter frifag märwil ag, 9402 Mörschwil; Hanspeter Schnüriger, ehem. Kdt. Feuerwehr und Zivilschutz Stadt St. Gallen, 9016 St. Gallen; Andy Senn, Architekt BSA SIA, 9000 St. Gallen; Jigme Shitsetsang, 9500 Wil; Hansruedi Spiess, alt Kantonsrat, 8645 Jona; Cyrill Stadler, 9320 Arbon; Imelda Stadler; Gemeindepräsidentin und Kantonsrätin, 9604 Lütisburg; lic. oec. HSG Robert Stadler, Kommunikationsberater, 9000 St. Gallen; Dr. phil. Ruedi Stambach, 9400 Rorschach; Kurt Stämpfli, 9404 Rorschacherberg; Paul Stengel, Heilpädagoge, 9242 Oberuzwil; Urs Stillhard, eidg. Dipl. Verkaufsleiter, 9607 Mosnang; Hans Ulrich Stöckling, alt Regierungsrat, 8645 Jona; Alexander Stoffel, Verwaltungsrat Hügli Holding AG, 9320 Arbon; Gustav Tobler, 9000 St. Gallen; Franziska Tschudi, 8640 Rapperswil; Burkhard Vetsch, alt Regierungsrat, 9436 Balgach; Christian Vetsch, Unternehmer, 9404 Rorschacherberg; Reto Wambach, 9436 Balgach; Ursula Weber-Böni, Dipl. Landschaftsarchitektin HTL / BSLA, 9245 Oberbüren; Peter Weigelt, alt Nationalrat, 9016 St. Gallen; Andreas Widmer, Stadtrat und Kantonsrat, 9500 Wil; Dr. med. Martin Widmer, 9403 Goldach; Ursula Widmer, Schulrätin, 9403 Goldach; Peter Wieser, 9230 Flawil; Heinz Wittenwiler, Kantonsrat, 9643 Krummenau; Aurelio Zaccari, Gemeinderat Waldkirch, 9304 Bernhardzell; lic oec. HSG Andreas Zeller, alt Nationalrat, 9230 Flawil; Elisabeth Zwicky Mosimann, 9010 St. Gallen;

Der lauteste Trompeter im Orchester

Nach wie vor werden Konrad Hummlers markige Sprüche beklatscht. Sollte im Kanton St. Gallen nach dem Fall der Bank Wegelin tatsächlich eine Wende anstehen, hat sie nur knapp begonnen.

VON **ANDREAS KNEUBÜHLER**

Bild: Felix Hirsch

So schnell kann es gehen, wenn ein Kartenhaus zusammenstürzt: Am 3. Februar begannen die Wegelin-Banker ihren Arbeitstag als Mitarbeiter einer Privatbank, am Mittag löffelten sie ihre Suppe im bankeigenen Café «Nonolet» bereits als Angestellte von Raiffeisen. Das Sprachrohr der Bank, Konrad Hummler, ist seither abgetaucht. Schon an den Verhandlungen mit Raiffeisen soll er nicht mehr teilgenommen haben. In Ermangelung von neuem Stoff gab es deshalb immer wieder die gleichen Hummler-Zitate zu lesen. Neben den Werbespots für Schwarzgeld-Konti geht es dabei auch immer wieder um den unfähigen Staat, der möglichst viel dem privaten Sektor überlassen solle: «Ich denke da ans Gesundheits- und Erziehungswesen», schlug er in der «Südostschweiz» vor.

Nur: Was ist eigentlich so besonders, wenn Hummler Steuerhinterziehung als Menschenrecht verkauft und den Staat zu Gunsten der Interessen einiger Reicher abbauen will? Dieser Ansicht sind weite Kreise, die man wahlweise als rechts-national, ultra-liberal oder libertär kategorisieren kann. Hummler blies in diesem Orchester vielleicht die lauteste Trompete, das Problem ist aber eher, wer alles zur Musik tanzt. Deshalb stellt sich auch die Frage, ob der Fall der Privatbank bloss ein Betriebsunfall war – oder das Zeichen für eine Wende?

Wegelin ist überall

Die fehlende Moral, die Gier, all die Schlaumeiereien – die letztlich zum Ende von Wegelin führten – gehören längst zum Mainstream. Gerade im Kanton St.Gallen, wo seit vier Jahren eine Mehrheit aus SVP und FDP regiert; ganz im Sinn von Hummler und Co. Das Forschungsinstitut BAK Basel beschrieb St.Gallen kürzlich als «einen wirtschaftlich eher schwächeren Kanton», der praktisch keine Verschuldung ausweist, bisher «eher sparsam» war, in dem aber Steuersenkungen durchgesetzt wurden, die «ans Limit des Machbaren» gingen und jährliche Einnahmeausfälle von 200 Millionen Franken verursachten. Welche Bereiche unter dem nächsten Sparpaket (200 Millionen!) leiden müssen, ist klar. Nochmals das Hummler-Zitat: «Ich denke da ans Gesundheits- und Erziehungswesen».

Wie sehr sich diese ideologisch geprägte Bevorteilung der Reichen und der Unternehmen zuungunsten der steuerzahlenden Mehrheit inzwischen auf das Unrechtsbewusstsein auswirkt, zeigt die fehlende Empörung über die Geschäftspolitik der St.Galler Kantonalbank (SGKB). Über deren Tochter Hyposwiss kursieren interessante Geschichten – allerdings alle unbewiesen. Es geht darin um Schwarzgeld und Geldwäscherei: Die L'Oréal-Erbin Liliane Bettencourt soll dort einen Teil ihrer rund hundert Millionen Euro Schwarzgeld versteckt haben. Der argentinische Fifa-Vizepräsident Juan Grondona soll ebenfalls Geld auf einem Hyposwiss-Konto zum Verschwinden gebracht haben. In einem Weblog wurden sogar Kontounterlagen präsentiert. Eine Nummer grösser ist der Streit zwischen den russischen Oligarchen Oleg Deripaska und Vladimir Potanin. Deripaska beschuldigte Potanin über die Hyposwiss und deren zwischenzeitlichen Verwaltungsrat Hans Bodmer Geld gewaschen zu haben.

Willkommen ist, wer Geld mitbringt

Die SGKB hätte all diese Vorwürfe ein für allemal aus der Welt schaffen können, indem sie ihrer Tochter eine strikte Weissgeldstrategie verordnet hätte, so wie es Raiffeisen-CEO Pierin Vincenz für die Bank Notenstein zumindest angekündigt hat. Dies hätte als SGKB-Hauptaktionärin auch die St.Galler Regierung fordern können. Nichts davon: Die Kantonalbank gab lediglich ein Gutachten in Auftrag, und zwar bei der Revisionsgesellschaft, die auch sonst für sie tätig ist. Nicht wegzuwaschen war hingegen, dass die Hyposwiss im Juni 2011 den Anwalt Hans Bodmer in den Verwaltungsrat geholt hatte. Dagegen hätte vieles gesprochen. Beispielsweise, dass Bodmer in den USA wegen Geldwäscherei angeklagt war und sich dessen 2006 schuldig bekannt hatte.

Es gibt andere Beispiele, die in die gleiche Kategorie einer ideologisch geprägten Politik ohne Moral fallen. So verkündete die Standortförderung letzten Dezember mit viel Trara die Ansiedlung eines Unternehmens namens Transoilgroup. Die Firma ist in Weissrussland und Albanien im Ölgeschäft tätig. In einem Artikel der «Basler Zeitung» wurden Berichte zitiert, nach denen es rund um ein der Transoil gehörendes Ölfeld in Albanien Vorwürfe wegen Steuerhinterziehung und Umweltverschmutzung gegeben habe. Einem der Verwaltungsräte sei in Kanada vorgeworfen worden, einen Millionen-Schuldenberg hinterlassen zu haben. Das angekündigte Verfahren zur Energiegewinnung wird im Artikel von einem ETH-Experten als «suspekt» bezeichnet.

Um zu einem Ende zu kommen: Die Tochter der St.Galler Kantonalbank wählt einen Verwaltungsrat, der sich der Geldwäscherei schuldig bekannt hat, aber halt einen russischen Kunden mit ein paar hundert Millionen mitbringt. Es wird eine Firma angesiedelt, bei der nur schon nach einer kurzen Internetrecherche die Alarmglocken läuten müssten. Das Fazit muss deshalb pessimistisch ausfallen. Sollte der Fall der Bank Wegelin eine Wende einläuten, steht man damit noch ganz am Anfang. Am 11. März sind übrigens Kantonsratswahlen. ◊

Die Freude an Ungereimtheiten in der durch und durch geplanten Stadt

Paris, Rue Botzaris, ein halbes Jahr lang. Ein Zimmer im sechsten Stock mit Sicht auf den Parc des Buttes Chaumont, auf die Boule spielenden Männer, das 19. Arrondissement, einige verirrte Hochhäuser, und dahinter die Vororte St.Denis und La Courneuve. Es war eine privilegierte Lage verglichen mit den Dachkammern und Kellerabteilen einiger Kollegen. Der Weg zur Architekturschule war kurz und schön. Auf dem Velo merkte man gar: Es geht bergab.

Aus den anderen Zimmern hörte ich Schweizerdeutsch, im Kühlschrank lagen Fondue und Nutella. Ausser der Aussicht war in der Wohnung alles erstmal ziemlich bekannt: der Schweizer Vermieter, die Schweizer Nachbarn, der Schweizer Besuch. Und in der Schule die Deutschen, in der Nachbarschaft die St.Galler und in der Metro Leute von überall her auf dem Weg zum Eiffelturm. In Paris Französisch zu lernen blieb eine Illusion, ich hätte es wohl anders angehen müssen.

Abwesenheit von Prunk und Pracht

Immerhin war der Wein in den Bars und Cafés französisch; gut und günstig. Noch besser als der Wein waren jedoch die Lokale, in denen er verkauft wird. Das 19. Arrondissement und das Belleville-Quartier weisen diesbezüglich eine Dichte auf, die mich immer wieder überraschte. In ihnen versammeln sich Abend für Abend – als seien es ihre Wohnzimmer – viele nette Leute. Mir wurde jedoch schnell klar, dass das nicht der Normalfall ist: Je näher ich der Seine kam, desto teurer wurde der Kaffee und dementsprechend das Publikum. Es gab immer weniger Gründe, das Quartier zu verlassen.

Die Mieten im 19. Arrondissement sind im Gegensatz zu allen anderen Quartieren in der Stadt einigermassen bezahlbar und führen dazu, dass neun von zehn Studenten dort wohnen. Und natürlich auch viele Einwanderer, Chinesen, Nordafrikaner. Die Stimmung ist heiter und anders als im Zentrum an der Seine; die Abwesenheit von Prunk und Pracht tut gut. Nach einigen Wochen und Touren über die Boulevards und Plätze an den grossen Kirchen vorbei konnte mich die Monumentalität, die in vielen Teilen dieser Stadt vorherrscht, unglaublich nerven. Vor lauter Sichtbeziehungen und Achsen wird einem schlecht. Als Mensch bist du klein neben dem Louvre, könntest ebenso gut abwesend sein.

Applaus für das Ungeplante

Ein grosser Teil des heutigen Stadtplans und -bilds wurde Mitte des 19. Jahrhunderts unter Georges Eugène Haussmann (um-)gebaut. Es war die Kombination eines modernen Funktionsglaubens (breite Strassen, ein Wassersystem, das Hygiene in jede Wohnung bringt) mit der Idee, dass Paris zu repräsentieren habe – Capital du 19e siècle. Die Stadt hat bestimmt in vielen Belangen profitiert von dieser rabiaten, damals äusserst schockierenden Umstrukturierung. Sie führte zu einer Stadt, die sich gut macht auf Postkarten, Stadtplänen und in der Erinnerung der Wochenendtouristen. Aber für dich, der dort wohnt und nicht jeden Morgen von neuem vor Augen geführt haben will, dass dieses Paris der Mittelpunkt ist, dass sich in der Verlängerung der Rue de Belleville der Eiffelturm erhebt und dass der Louvre das meistbesuchte Museum der Welt ist, kann es ziemlich anstrengend sein. Man fragt sich: Für wen wurde diese Stadt gebaut?

Die durch und durch geplante Stadt hatte zur Folge, dass ich mich umso mehr über Ungereimtheiten und Ausnahmen freute: Sofas auf der Strasse, Baulücken in der Strassenzeile und die Aussicht aus meinem Zimmer wurden von niemandem geplant. Es war ein toller Moment, als ich die Kirche Sacré Coeur auf dem Hügel entdeckte. Man sah sie erst, wenn man sich weit aus dem Fenster hinauslehnte.

Kompensation der Enge

In Paris zu leben, heisst im dichtesten Raum Europas zu leben. Das musste mir aber erst gesagt werden: Die Strassen und Alleen geben dir durch ihre Breite ein Gefühl von Grosszügigkeit. Haussmann sei Dank. In der Mitte der Strassen oder auf den breiten Trottoirs sind vielerorts Märkte eingerichtet. Alte Schallplatten, Gemüse und Textilien werden feilgeboten.

Ein Blick auf Google Maps klärt, wie die grosse Dichte zustande kommt: Die Strassen umrahmen Blöcke, die besetzt sind mit sechsgeschossigen Gebäuden, die nur durch kleine Höfe belichtet und belüftet werden. Davon erfährt man nichts, wenn man auf den Strassen von Paris unterwegs ist. Vielleicht beantwortet das auch die Frage nach der grossen Anzahl netter Lokale, und woher die Leute jeden Abend kommen: Die Grosszügigkeit der Strassen und das Leben in den Bars und Cafés als Kompensation der Enge in vielen Wohnungen.

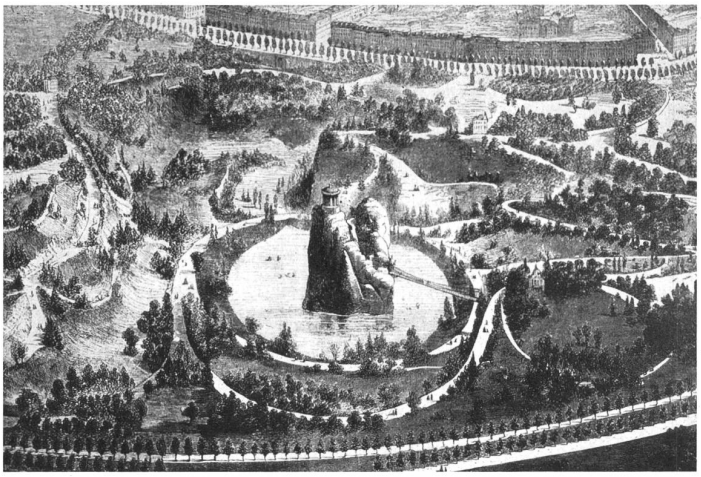
Es wird einem aber erst richtig bewusst, wenn man wieder in der Schweiz ist. Hier, wo ich gerade schreibe, ist es warm, gross und einigermassen sauber, auch Licht hat es und man sieht nach draussen, wo es schneit. Man weiss aber auch, dass man den nächsten netten Ort suchen und dazu mindestens aufs Velo oder ins Tram sitzen muss. Ich bleibe drin.

Der beseelte Park

Neu in diesem halben Jahr war auch, dass die Stadt nicht aufhört: Du kannst lange gehen, zu Fuss oder auch mit dem Velo, es bleiben die sechsgeschossigen Häuser, die Platanen, der Verkehr. Ab und zu haben wir uns in die Metro gesetzt und sind an die Endstationen gefahren; und auch dort: Stadt. Die Häuser sind vielleicht kleiner, die Trottoirs meistens rot, ab und zu ein noch nicht gesprengter Riegel aus den sechziger Jahren. Es hat etwas Schönes, gehen zu können und in der Stadt zu bleiben. Zurück in der Schweiz muss man immer die Richtung ändern, wenn man nicht den Wald erreichen will.

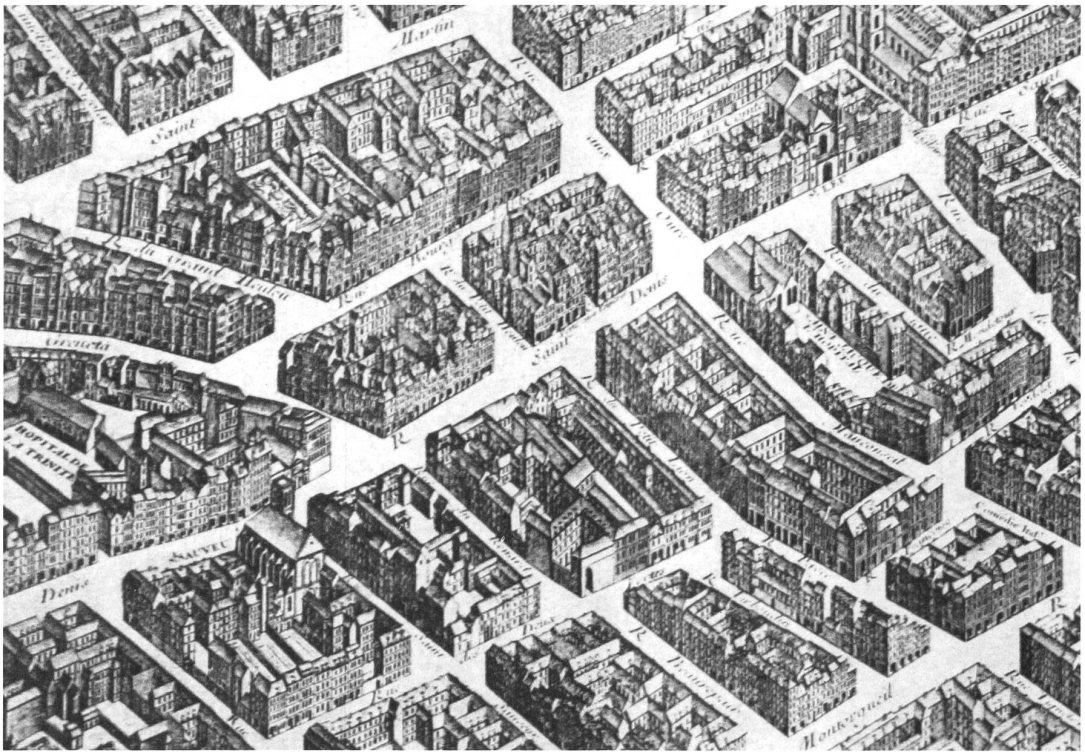
Doch zugegeben, ich bin auch häufig in den Parc des Buttes Chaumont geflüchtet. Das ist ein wunderbarer Park, der einem auf rätselhafte Weise innerhalb weniger Hektaren das Gefühl gibt, in der Natur zu sein. Ich habe am Anfang häufig den Weg suchen müssen, denn die künstlichen Hügel und Täler und die grossen Bäume verhindern, den Park zu überblicken, und schaffen immer wieder kleine, einsame Plätze. Nach einigen Monaten den Wasserfall und die Grotte zu entdecken, war grossartig.

Die Dichte findet sich aber auch im Park: Insbesondere an Sonntagen drehen Tausende Jogger im gleichen Umlaufsinn ihre Runden. Daneben – das war teilweise sehr amüsant zu beobachten – Tai-Chi, Qi-Gong, Samurai, was auch im-



Der Autor flüchtete in den Parc des Buttes Charmont … Bild: pd

Ausblick aus der Studentenwohnung aud die Vororte St. Denis und La Courneuve. Bild: Valentin Surber



… wenn ihm Georges Eugène Haussmanns Stadtplanung aufs Gemüt schlug. Bild: pd

mer, es war schwierig auseinanderzuhalten. Mangels Wald und Landschaft in der Nähe versammelte sich alles, was einen freien Himmel benötigte, im Park vor meiner Haustüre.

Dieses beseelte öffentliche Leben faszinierte mich immer wieder. Es macht den Alltag so anders als in der Schweiz. Denn die Sprache war es nicht – und auch nicht die Schule oder die Leute. Ein Freund hat es am letzten Abend gut auf den Punkt gebracht, auf Deutsch natürlich: Um wirklich etwas anderes zu sehen, müsste man nicht Erasmus machen, sondern mal in der Fabrik nebenan arbeiten.

Valentin Surber, 1988, war ein halbes Jahr lang in Paris, unter anderem, um Französisch zu lernen.